
Kleist is in the writing center

Sebastian Schönbeck

Natürlich gehen wir davon aus, dass Ratsuchende durch das Reden und Schreiben über ihr Schreibprojekt vorankommen. Natürlich raten wir ihnen, über ihre Arbeit zu reden, denn das hilft ihnen, sich ihrer eigenen Ideen bewusst zu werden. Natürlich kennen sich die Berater weniger gut in dem Fachgebiet oder der Disziplin aus als die Ratsuchenden und natürlich heißt es im Französischen, wie Kleist bemerkt, „l'appétit vient en parlant“¹ oder etwas variiert in Anlehnung an Rabelais: „l'idée vient en parlant“² (Kleist, 1984, 319).

Der vorliegende Essay geht der Annahme nach, dass Literaturwissenschaft und Schreibdidaktik eine enge Verbindung teilen. Diese Verbindung besteht darin, dass Reflektionen von Dichtern und Interpretationen sich wie das Beratungsgespräch mit der Verfasstheit von Texten auseinandersetzen. Diese Auseinandersetzung ist produktiv: Sie führt dazu, dass neue Texte geschrieben werden. Reflektionen von Dichtern wiederholen, wie Interpretationen, die literalen Praktiken, die in den Texten zur Anwendung kommen. Ähnlich geschieht es bei einem Beratungsgespräch: Die Ratsuchenden wiederholen ihren [sogar teilweise ungeschriebenen] Text mündlich im Gespräch oder schriftlich in Form von Übungen, reflektieren ihre Schreibpraktiken und entwickeln durch diese Wiederholungen ihren

1 Dt.: Der Appetit kommt beim Essen. (Eigene Übersetzung)

2 Dt.: Die Idee kommt beim Reden. (Eigene Übersetzung)

Text weiter. Damit unterhält die Literatur zur Schreibdidaktik, wie sie in den Schreibzentren betrieben wird, eine enge Verbindung: Was die Verbindung bezeugt, um mit Benjamin eine philosophische Autorität zu zitieren, „ist echte Verwandtschaft“³ (Benjamin, 1980, 209).

Eine vergleichende Zusammenführung von Gegenständen der Literaturwissenschaft und der Schreibdidaktik erzielt einen Mehrwert, der hier nur umrissartig zur Darstellung gelangen kann. Im vorliegenden Fall soll diese Zusammenführung entlang eines close readings von Kleists Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden vollzogen werden. Dabei werden einige zentrale Stellen aus Kleists Essay in den Blick genommen und mit der Beurteilungssituation in Verbindung gebracht. Hierbei werden zwei Thesen verfolgt: Zum Einen stellt Kleists Aufsatz die Produktivität des Redens für den Schreibprozess heraus. Zum Anderen soll die Interpretation von Kleists Aufsatz selbst zeigen, dass der Akt des Interpretierens ebenfalls, wie das Reden, eine reflexive Praxis ist, die sich produktiv auf den Schreibprozess auswirkt.

Kleists Aufsatz aus den Jahren 1805/1806 spricht bereits im ersten Satz den Leser an, mehr noch, der Leser wird beraten:

„Wenn du etwas wissen willst und es durch Meditation nicht finden kannst, so rate ich dir, mein lieber sinnreicher Freund, mit dem nächsten Bekannten, der dir aufstößt, darüber zu sprechen“ (Kleist, 1984, 319, eigene Hervorhebung).

Für den Fall, dass der Leser etwas wissen möchte, so wird ihm schon im ersten Satz geraten, mit jemandem darüber zu sprechen. Durch dieses Gespräch, so ließe sich vermuten, gelangt das Gesuchte zum Bewusstsein. Dabei ist es

3 Auch Walter Benjamin nimmt eine interessante Position in der aufgezeigten Konstellation von Literaturwissenschaft und Schreibforschung ein. Dies wäre jedoch an anderer Stelle zu zeigen. Vorläufig ließe sich sagen, dass seine Abwendung von Wahrheit durch Erkenntnis und seine Hinwendung zu Erkenntnis durch Darstellung in der Erkenntniskritischen Vorrede mit dem schreibdidaktischen Problem, nach dem die Ratsuchenden die Wahrheit über einen Gegenstand finden wollen, in Zusammenhang steht. Folgt man den nahezu esoterischen Texten Benjamins, so scheint es, als wäre seine Theorie eine adäquate Methode, um auf Schreibprobleme zu reagieren.

unwichtig, wie in den nächsten Zeilen deutlich wird, um welche Person es sich dabei handelt. Außerdem zeigt sich, dass es bei diesem Gespräch nicht um eine Befragung geht, sondern schlicht darum, dem Gegenüber zu erzählen. Kleist vermutet die Verwunderung des Lesers, so hätte man ihm doch sicher früher den Rat gegeben, „von nichts zu sprechen, als nur von Dingen, die du bereit verstehst.“ Es gehe jedoch, so heißt es weiter, nicht darum „andere“, sondern „dich zu belehren“ (ebd.).

Wartet die betreffende Person jedoch so lange, bis sie glaubt, vollständig verstanden zu haben, so ist nach der mehr oder minder langen Wartezeit noch lange kein Text entstanden, wie ein bekanntes Beispiel Gabriela Ruhmanns zeigt. Ruhmanns fiktive Ratsuchende Susanne Suchrat wird geplagt von ihrem Vorhaben, das Thema möglichst umfassend abzuhandeln (Ruhmann, 1995, 89ff.)⁴. Ihre Ansprüche hindern sie letztlich sogar daran, überhaupt etwas über ihr Thema zu schreiben. Auch bei der Interpretation eines literaturwissenschaftlichen Gegenstands, etwa ein modernes Gedicht von Arthur Rimbaud, ließe sich diese Maßgabe, das Thema umfassend abzuhandeln, kaum erfüllen. Interpretieren heißt, nach Wolfgang Iser, aus der Bedeutungsvielfalt eines Textes eine Auswahl zu treffen; unmöglich hingegen ist es, die Bedeutungsvielfalt ganz zu erfassen, weil sie aus unendlich vielen Anspielungen und Verweisen, schlicht aus Unbestimmtheiten besteht (vgl. Iser, 1988, 233).

Der Text von Kleist präsentiert dem Leser andere Beispiele: Zunächst Kleist selbst, ein Jurist, der „an [seinem] Geschäftstisch über den Akten“ (Kleist, 1984, 319) sitzt und erst das Gespräch mit seiner Schwester bringt ihn dazu, selbst die Lösung seines Falles zu formulieren. Bei seiner Beraterin verhält es sich hingegen so, dass sie ihm nicht, wie häufig in einem Beratungsgespräch, nützliche Fragen stellt. Stattdessen reicht ihre bloße Anwesenheit:

„Es liegt ein seltsamer Quell der Begeisterung für denjenigen, der spricht, in einem menschlichen Antlitz, das ihm gegenübersteht; und ein Blick, der

⁴ Das Beispiel ist dem Kapitel „Über die allmähliche Verfertigung der Frustration beim Schreiben“ entnommen. Gabriela Ruhmanns Anspielung wird von diesem Essay ausgearbeitet, behält jedoch die positive Wendung des Originals.

uns einen halb ausgedrückten Gedanken schon als begriffen ankündigt, schenkt uns oft den Ausdruck für die ganze andere Hälfte desselben“ (ebd., 320).

Allein das Antlitz ist hier maßgeblich an der Entwicklung des Gedankens beteiligt. Die Rückmeldung wird in Form eines Blickes an den Redenden übermittelt. Dieser Blick schenkt „uns“, nach der erfolgreichen Formulierung der einen Hälfte des Gedankens, die andere Hälfte. Die Metapher des Geschenks verdeutlicht die Wichtigkeit der Rolle des Zuhörers, ohne dass er an der eigentlichen Denkleistung beteiligt zu sein scheint. Fiele die minimalistische Rückmeldung der Beraterin weg, so suggeriert die Passage, wäre die Blockade perfekt (vgl. Gaul, Rapp, Zschau,⁵). Nicht auszudenken, wie seine Gedanken avancieren würden, ließe er seine Beraterin eine Frage formulieren.

Des Weiteren führt Kleist zwei Beispiele an, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Dabei bildet die These, „daß mancher große Redner, in dem Augenblick, als er den Mund aufmachte, noch nicht wußte, was er sagen würde“ (Kleist, 1984, 320) den Ausgangspunkt. Zuerst widmet er sich dem „großen Redner“, dem Comte de Mirabeau, der sich kurz nach der Aufhebung der letzten monarchischen Sitzung des Königs⁶ am 23. Juni 1789 dem Befehl des Staatsoberhaupts widersetzt, indem er dem Zeremonienmeister erklärt: „[...] vous n’êtes pas faites pour nous rappeler son discours: allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple“ (Kleist, 1984, 924). Mirabeau weiß zu Beginn seiner Rede, so die These, noch nichts von seiner revolutionären Ansprache, sie wird beim Reden kreiert. Wird hier der Vergleich des großen Redners Mirabeau zum Ratsuchenden gezogen, so lässt sich zumindest bemerken, dass nicht selten die Erklärungen der Ratsuchenden

5 Die Schreibprobleme beginnen dort, „wo die Rückmeldung auf den Schreibprozess aufhört [...].“

6 Ludwig XVI. August von Frankreich

7 Kleists relativ freie Darstellung: „>ja, mein Herr<, wiederholte er [Mirabeau], >wir haben ihn [den Befehl] vernommen< - man sieht, daß er noch gar nicht recht weiß, was er will. >Doch was berechtigt Sie< - fuhr er fort, und nun plötzlich geht ihm ein Quell ungeheurer Vorstellungen auf - >uns hier Befehle anzudeuten? Wir sind die Repräsentanten der Nation.<“ (Kleist, 1984, S. 321)

mit Schreibblockaden nahezu druckreif formuliert werden. Oder anders gesagt: Jeder Ratsuchende könnte sich jederzeit als „großer Redner“, oder im übertragenden Sinne als „großer Schreiber“ entpuppen, obwohl das Papier vor seinen Augen noch weiß ist. Sicher sind dies Übertreibungen, sie dienen an dieser Stelle dazu, die Wichtigkeit des Redens zu unterstreichen.

Das darauf folgende Beispiel handelt von der Fabel „Die pestkranken Tiere“ von Jean de la Fontaine. Das Tierreich ist von der Pest befallen und sucht nach einem Opfer, das den Himmel besänftigen soll. Der Fuchs und der Löwe sehen sich gezwungen eine Apologie ihrer Untaten kundzutun, um die Suche von sich wegzulenken. Der Fuchs schafft es, durch seine Rede die Aufmerksamkeit auf den Esel zu lenken, der kurz darauf zerfleischt wird. Die Fabel illustriert anhand eines literarischen Gegenstands dieselbe Pointe:

„Ein solches Reden ist ein wahrhaft lautes Denken. Die Reihen der Vorstellungen und ihrer Bezeichnungen gehen nebeneinander fort, und die Gemütsakten für ein und das andere, kongruieren. Die Sprache ist alsdann keine Fessel, etwa wie ein Hemmschuh an dem Rande des Geistes, sondern wie ein zweites, mit ihm parallel fortlaufendes, Rad an seiner Achse“ (Kleist, 1984, 322).

Die Vorstellungen und ihre Bezeichnungen gehen beim Reden nebeneinander her. Sie verschwinden nicht, wie das Verb ‚fortgehen‘ suggeriert, nein, sie werden hier identisch gesetzt. Dadurch entsteht die Klarheit des Redenden. Die Gedanken werden beim Reden vervollzogen, es ist der Vollzug dieser Verfertigung. Anders verhält es sich, so Kleist, im umgekehrten Fall: Wenn der Gedanke vor dem Reden bereits fertig ist, so bedeutet dies noch nicht, dass diese Vorstellung auch ebenso deutlich wiederholt werden kann. Diesen Sachverhalt erläutert Kleist am Beispiel des Examens, das er für unsinnig erklärt. Durch die Nachträglichkeit steigt nämlich die Gefahr, dass die Vorstellung verworren ausgedrückt wird.

Dabei erfüllt diese Reflektion, so die These dieses Essays, trotz der vermeintlichen Verworrenheit der Rede nach Abschluss des Gedankens eine wichtige Funktion. Eben durch die Differenz, die sich in die Wiederholung der Vorstellung schleicht, wird ein anderes Licht auf den Gedanken

geworfen. In diesem Sinne lässt sich Kleists Aufsatz wie ein Plädoyer für die Schreibberatung lesen. Kleist stellt dabei die Wichtigkeit des Beraters, seine bloße Anwesenheit heraus, und macht deutlich, dass die Rolle des Redens, wenngleich sie bei der Beratung keine existentialistischen Dimensionen annimmt wie bei Mirabeau oder La Fontaine, häufig unterschätzt wird.

Gerd Bräuers Plädoyer für einen anderen Umgang mit Texten gilt eben sowohl für den eigenen, als auch für den fremden Text. Er spricht sich im Verlauf des Plädoyers [u.a.] dafür aus, dass sich Schüler durch reflexive Praktiken mit ihren eigenen Texten auseinandersetzen. Dabei scheint es eine Konsequenz zu sein, nicht nur reflexive Praktiken für das eigene Schreiben zu verwenden und sie im Beratungsgespräch oder in Schreibübungen aktiv zu vollziehen. Darüber hinaus ist ein Blick auf die poetologischen Produkte von Dichtern hilfreich; interpretieren heißt, den Text neu zu schreiben.

Der vorliegende Fall sollte zeigen, inwiefern die Interpretation von Texten eine reflexive Praxis ist, während es sich bei Kleists Text bereits um eine poetologische Reflektion handelt, die dem Beratungsgespräch sehr nahe steht. Der Essay ist demnach die Interpretation der Reflektion. Kleist is in the writing center, seine Überlegungen zur Verfertigung der Gedanken bieten den Schreibberater nicht nur eine literarische Referenz und ein glänzendes Beispiel kreativer Reflektion, sondern sie nähren auch den Verdacht, dass es sich bei der Literatur um den Gegenstand handelt, an dem Schreiben ablesbar ist.

Literatur

Benjamin, Walter (1980): Ursprung des deutschen Trauerspiels. In: Ders., Gesammelte Schriften, Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser (Hrsg.), Band I.1, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Bräuer, Gerd: Plädoyer für einen anderen Umgang mit Texten. In: Scriptorium1.

Gaul, Susanne/ Rapp, Rune/ Zschau, Daniela (2007): Schreibprobleme lösen – Schreibkompetenz vermitteln. Das Peertutoring als Basismodell für die Schreibberatung an Hochschulen. URL:http://www.kuess-die-uni-wach.de/downloads/studienberatung/47_161Schreibprobleme_loesen_Schreibkompetenz_vermittel.pdf (Zugriff: 05/2007).

Iser, Wolfgang (1988): Die Appellstruktur der Texte. In: Warning, Rainer (Hg), Rezeptionsästhetik. Dritte, unveränderte Auflage, München: Fink Verlag.

Kleist von, Heinrich (1984): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: Semdner, Helmut (Hrsg.). Sämtliche Werke und Briefe. Zweiter Band, München: Carl Hanser Verlag.

Ruhmann, Gabriela (1995): Schreibprobleme – Schreibberatung. In: Baurmann, Jürgen/ Weingarten, Rüdiger (Hrsg.). Schreiben – Prozesse – Prozeduren – Produkte. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 85-106.

Zum Autor:

Sebastian Schönbeck, B.A. Kulturwissenschaften, Schreibberater am Schreibzentrum der Europa-Universität Viadrina, studiert Ästhetik-Literatur-Philosophie (M.A.)